

Pepper Harding
Ein Wunsch zu Weihnachten



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Henry Quantum ist ein ganz wunderbarer Mensch – aber nicht wirklich alltagstauglich. Denn über alles und jeden macht sich der ebenso liebenswerte wie gut aussehende Vierzigjährige Gedanken: vom generellen Zustand der Welt über den Lebenssinn des Saxofonisten am Straßenrand bis hin zum ausbleibenden Niederschlag. Kein Wunder also, dass ihm der Alltag bisweilen entgleitet. Wie zum Beispiel das

Weihnachtsgeschenk für seine Frau Margaret.

Und so macht Henry sich am 23. Dezember etwas verzweifelt auf, irgendwo in San Francisco noch schnell eine Flasche Chanel No. 5 zu erwerben. Doch auch das wird zu einer ziemlich unterhaltsamen Odyssee. Weil Henry sich einfach nicht zu konzentrieren vermag. Und weil er durch Zufall auf Daisy trifft, die einstige große Liebe seines Lebens.

Eine Begegnung, die nicht nur ihn zutiefst erschüttert. Und die aus einem sonnigen Tag in San Francisco ein bezauberndes Buch über drei Menschen macht, deren Leben durch scheinbar kleine Dinge in große neue Bahnen gelenkt wird.

Der Autor

Pepper Harding ist das Pseudonym eines Autors, der unter anderem Namen bereits mehrere Bücher veröffentlicht hat. Harding, der aus New Jersey stammt und in Pennsylvania, Tennessee und an der University von Chicago studierte, lebt bereits seit langen Jahren mit seiner Familie in und um San Francisco, momentan in Sonoma County.

Pepper Harding

Ein Wunsch zu Weihnachten

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Doris Heinemann

GOLDMANN


Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The Heart of Henry Quantum« bei Gallery Books,
An Imprint of Simon & Schuster, Inc., New York.

Auf Deutsch bereits erschienen unter dem Titel
»Das Herz des Henry Quantum«.

Das Kōan auf S. 90 stammt aus:

Ohne Worte – ohne Schweigen. 101 Zen-Geschichten und
andere Zen-Texte aus vier Jahrtausenden. Hrsg. v. Paul Reps,
aus dem Engl. übertragen von Ulli Olvedi. Copyright © 2010 O.W. Barth.
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

I. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2018

Copyright © der Originalausgabe 2016 by Pepper Harding

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München; Getty Images; Yempitsu Nemoto

TH · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48572-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für M. Gorman und R. Futernick.

Wenn sie gewusst hätten, worüber sie redeten,
hätte dieses Buch nie geschrieben werden können.
Und für RDH, Quelle der Freundschaft und Inspiration.

TEIL 1

HENRY

KAPITEL 1



23. Dezember, 7:35 – 10:14 Uhr

Mein Freund Henry Quantum, der von allen nur Bones genannt wurde, weil er sehr groß und dünn war und von den Figuren aus *Raumschiff Enterprise* am liebsten die des Dr. McCoy mochte, hatte an diesem Tag nur eine wirkliche Aufgabe, nämlich ein Weihnachtsgeschenk für seine Frau zu kaufen. Nachdem er dies bereits seit mehreren Wochen (eigentlich sogar Monaten) vor sich hergeschoben und, als er auf seinem iPhone nach den neuesten *Huffington-Post*-Nachrichten suchte, erschrocken festgestellt hatte, dass der 23. Dezember gekommen und noch nichts, nicht einmal eine Kleinigkeit für den Weihnachtsstrumpf besorgt worden war, wurde ihm klar, dass er keine Wahl mehr hatte, er musste einkaufen gehen. Es war ein ganz normaler Arbeitstag, also standen auch noch andere Aufgaben im Terminkalender, doch es gab nur eine einzige echte Mission: Margaret glücklich machen. Er hatte sich bereits für eine Flasche Chanel No. 5 entschieden – und wusste sogar, wo er sie kaufen würde: bei Macy's. Er würde sich am besten morgens als Erstes darum kümmern, damit ihm die Sache tagsüber nicht auf der Seele lag. All das hatte er

direkt nach dem Aufwachen in einem Anfall von Panik beschlossen; dann aber senkte sich eine Art Frieden über ihn, und er ging frohen Herzens unter die Dusche. Erledigt, das wäre erledigt!, sagte er sich.

Als er jedoch nach der Seife greifen wollte, erstarrte seine Hand auf halbem Wege, weil er sich, als das Wasser auf seine Schultern zu prasseln begann, über die wunderbare Wasserdichtigkeit seiner Haut freute, was ihn wiederum auf das generelle Wunder der Natur brachte, das, wenn er es recht bedachte, den ganzen Kosmos umfasste, worauf ihm das Hubble-Weltraumteleskop in den Sinn kam und die Bilder von Galaxien, die er im vergangenen September am NASA-Stand auf dem Sausalito Art Festival gesehen hatte, besonders die der Sombroergalaxie, die tatsächlich wie ein Sombroero aussah. Das allerdings rief ihm etwas ins Gedächtnis, was man ihm seit der Junior High School immer wieder eingehämmert hatte, nämlich dass das Licht 186 000 Meilen pro Sekunde zurücklegt, wenn man also etwas weit Entferntes anschaut, wie beispielsweise die Sombroergalaxie, sieht man in Wirklichkeit, wie es vor Millionen Jahren (im Fall der Sombroergalaxie dreißig Millionen Jahren) aussah, und nicht, wie es jetzt ist; wer konnte also überhaupt sagen, wie sie jetzt aussah? Es gab keinen Beweis dafür, dass diese Galaxie nicht bereits auf Kollisionskurs mit unserer eigenen Galaxie war, in dreißig Millionen Jahren konnte ja eine Menge passieren, und als er das bedachte, schien die Seifenschale auf einmal unerreichbar für ihn, genauso unerreichbar, wie die Sombroergalaxie es für ihn gewesen wäre,

selbst wenn es in seiner Macht gestanden hätte, sich augenblicklich dorthin zu versetzen, denn die Galaxie, die er erblickt hatte, gab es nicht mehr. Eigentlich geschah *alles* außerhalb seiner selbst in der Vergangenheit – zum Beispiel diese Manifestation der Seifenschale –, es war bereits vorbei, erledigt, beendet, kaputt, Geschichte. Eine Zeit lang hatte er immer mal wieder Zen praktiziert und redete nun ständig davon, man müsse in der Gegenwart leben – und da komme man über das Atmen hin, hieß es –, doch jetzt musste er zugeben, dass er dieses Ziel nie erreichen würde, ganz gleich, wie sehr er sich bemühte. Niemand konnte es erreichen, nicht einmal Buddha persönlich. Er stieg über den Badewannenrand, und das Frottee der Badematte fühlte sich an wie immer, weich und angenehm, doch jetzt wurde ihm zum ersten Mal bewusst, dass dies nur eine Illusion war. Noch eine Nanosekunde zuvor war es weich und angenehm gewesen. Doch jetzt? Wer konnte das wissen?

Er warf den Bademantel über und ging in die Küche. Margaret sah von ihrem Haferbrei auf und fragte: »Was ist denn jetzt schon wieder?«

Er schnappte sich zwei Scheiben Vollkorntoast, schob sie in den Toaster und sah zu, wie die Heizdrähte orange-rot aufglühten. Wärmte sich die Hände über den Schlitzen. »Was wäre, wenn plötzlich nur ein Lichtjahr von uns entfernt ein kleiner Stern entstehen würde?«, fragte er Margaret. »Und was wäre, wenn er sich uns sofort knapp unter der Lichtgeschwindigkeit zu nähern beginnen würde? Was würden wir dann sehen? Wir würden in sechs Trillionen

Meilen Entfernung einen Stern sehen, der aber eigentlich schon hier wäre, oder vielleicht würden wir ihn, weil er schon so nah wäre, groß und hell und zugleich klein und fern sehen. Aber das Wichtigste ist, wir würden ihn nie so sehen, wie er wirklich wäre, und wenn wir alles ausgerechnet hätten, wenn wir endlich wüssten, dass er entstanden wäre, wäre er uns schon auf den Kopf gefallen und hätte uns alle getötet.«

»Möchtest du Normalen oder Koffeinfreien?«, antwortete sie.

»Nein, ich meine es ernst.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Aber es ist doch ein hypothetischer Stern, oder?«

»Ja«, antwortete er.

»Dann trink erst mal einen Kaffee.«

Niedergeschlagen brachte er seinen Toast zum Tisch und setzte sich.

»Vielleicht könnten wir uns heute auch noch über etwas anderes Gedanken machen, was meinst du?«, schlug sie vor.

»Es beschäftigt mich eben.«

»Ich weiß, aber warum erzählst du mir nicht, was du heute vorhast?«

»Oh, ich weiß auch nicht, das Übliche«, antwortete er ausweichend, denn er dachte daran, dass er ihr eine Flasche Parfüm kaufen wollte. Wobei ihm außerdem einfiel, dass ein Kunde kommen würde und dass er gegen halb elf die neuen TV-Spots präsentieren musste, also konnte

er das Parfum nicht schon morgens kaufen, und er sagte:

»Mist.«

»Was?«

»Heute kommen die Leute von Protox.«

»Du kriegst das bestimmt wunderbar hin«, sagte sie.

Die Nachbarschaft der Begriffe »wunderbar« und »Protox« ließ sofort Denise vor seinem inneren Auge auftauchen, sie war Art Director und hatte jede Menge Tattoos, und er versuchte sich vorzustellen, wie es sich anfühlte, wenn man tätowiert wurde, die Nadel, die in den Arm stach und Linien in Blau und Orange hinterließ, wobei er keine Ahnung hatte, ob es wirklich so gemacht wurde, ob es Linien waren oder Punkte und ob man betrunken sein musste oder sie einen nüchtern ließen, jedenfalls mochte er keine Nadeln, Punkt. Und Denise hatte so dünne Arme. Immer wenn ihm Blut abgenommen wurde, musste er den Blick abwenden, weil er es nicht ertrug, wenn sein Blut den Kolben füllte, dann dachte er darüber nach, wie viel Blut ein Mensch hat, und die Antwort ist fünf bis sechs Liter und weniger bei einer Frau, es sei denn, sie ist groß, wie zum Beispiel eine Fitnesstrainerin, und er dachte an die Muskeln dieser Frauen und daran, wie es sein mochte, mit einer derart muskelbepackten Frau zu schlafen; es wäre sicher so eine Art Homo-Hetero-Erfahrung, weil man ihre Brüste praktisch gar nicht mehr ...

»Willst du nicht deinen Toast essen?«, fragte Margaret.

»Oh. Nein. Bitte nimm du ihn. Ich dachte gerade an Protox.«

»Ein widerliches Produkt«, sagte sie. »Wird dir nie schlecht, wenn du anderen diese Scheiße schmackhaft machen willst?«

Jetzt geht das wieder los, dachte er. »Es ist Werbung. Und Werbung ist mein Job.« Glücklicherweise ließ sie das Thema fallen, beugte sich vor und küsste ihn auf die Stirn. »Geht's dir wieder gut, Bones?«, fragte sie.

»Natürlich.«

»Drohen keine weiteren planetaren Katastrophen? Darf ich damit rechnen, dass die Welt noch heil ist, wenn du nach Hause kommst?«

»Haha«, sagte er.

Sie schenkte ihm eins ihrer leicht herablassenden Lächeln und wandte sich wieder der *Times* zu, die sie inzwischen elektronisch las.

Er ging ins Schlafzimmer, zog eine schmal geschnittene Khakihose und ein Jackett an, schlüpfte in die Cordovan Loafer, betrachtete sich im Spiegel und gratulierte sich dazu, dass sein Bauch nicht über den Hosenbund hing, wie das bei praktisch jedem anderen seines Alters – vierzig und ein paar Monate – der Fall war. Er hatte noch sein gesamtes Haupthaar, prüfte es allerdings täglich auf Anzeichen fürs Schütterwerden und kämpfte immer wieder vergeblich gegen die Tolle an, die beim leisesten Windhauch in seltsamen Winkeln über seine Stirn ragte. Seine Augen, die manche als verträumt bezeichnet hätten, waren von einem heiteren Blau; Margaret klagte, sein Blick schiene immer in den fernen Weltraum gerichtet zu sein, was aber

natürlich nicht stimmte; er dachte dann lediglich nach. Die netteren ihrer Freundinnen sagten, er habe Ähnlichkeit mit dem Schauspieler James Stewart – weil er schlaksig und unbeholfen war, auch wenn er es lieber auf dessen Eleganz und Anstand bezog; vielleicht traf auch beides auf ihn zu, denn er musste zugeben, dass er ein bisschen konfus wirken konnte, wenn er mit den Gedanken nicht bei der Sache war, die er gerade tat.

»Was soll's!«, sagte er, griff nach seiner Aktentasche und ging in die Garage hinunter.

Sie wohnten an einem Hang, deshalb stand ihr Haus auf Stelzen, und die Garage war in die Erde gegraben, was ihn immer an einen Bunker denken ließ, nur dass es in der Garage ständig feucht war und nach Pilzen roch. Im Winter fielen die Ameisen in Scharen ein, und an der hinteren Wand waren feuchte Flecken, die manchmal so nass wurden, dass er fürchtete, der ganze Hang könne abrutschen. Doch in diesem Jahr gab es keine Ameisen, weil es nicht regnete, es herrschte Dürre, und im kommenden Sommer würde es Brände geben wie den in Oakland, bei dem tausend Häuser niedergebrannt waren. Allerdings pflegten die Brände in einem Sommer nach einem regnerischen Winter noch schlimmer zu sein, eine Ironie des Schicksals, die von dem vielen Unterholz herrührte. Und dann schmeißt irgendein Kind ein Streichholz weg, oder irgendein Idiot kippt den Grill um, und *Wuschsch!*

Margaret rief vom oberen Ende der Garagentreppe nach ihm: »Henry, nimm einen Schal, sonst verkühlst du dich.

Und, ach, ich hab ganz vergessen, dir zu sagen, dass ich heute nicht zum Abendessen da bin, du kommst doch zurecht, oder?»

»Natürlich komme ich zurecht«, sagte er. »Ich bin schließlich schon groß.«

»Sicher?»

»Ja, sicher!«

Sie warf ihm eine Kuschhand zu und verschwand wieder im Haus. Er stand da und blickte auf die Tür, die Tür zwischen Garage und Küche, eine Pforte zwischen ihren beiden Welten, und plötzlich war er erleichtert, dass er jetzt wegfuhr.

»Shit«, sagte er. »Jetzt muss ich mich auch noch ums Abendessen kümmern.«

Henry Quantum fuhr einen BMW 528i. Jedes Mal, wenn er einstieg und das Leder roch, wenn er das schimmernde Holz und den glänzenden Kunststoff des Armaturenbretts berührte, wenn er die Hand um das dick und weich gepolsterte Steuerrad oder den Schaltknüppel aus kühlem gebürsteten Aluminium legte, glaubte er einen Moment lang selbst an seinen Erfolg. Natürlich war der Wagen geleast, und die fünfhundert Dollar im Monat konnte er von der Steuer absetzen, aber wenn er in einen Parkplatz einbog oder vor einem Restaurant vorfuhr, durchflutete ihn eine Woge des Stolzes, und es machte ihm gar nichts aus, dass Tausende solcher Wagen durch San Francisco fahren, dass sie ein Klischee waren und dass wirklich erfolgreiche

Leute dickere, schickere Schlitten führen. Denn in seinem BMW 528i empfand Henry Quantum echte Zufriedenheit, und die Fahrt von den Twin Peaks hinunter zum Jackson Square-District war für ihn die schönste halbe Stunde des Tages. Er überlegte, ob er das Parfum nicht vielleicht doch noch vor der Arbeit besorgen konnte, wenn er statt zu Macy's zu Nordstrom ging, von der Market Street konnte er nicht links abbiegen, und Nordstrom lag rechts, außerdem boten sie einen Valetservice an. Und als er an die Serviceleute dachte, rügte er sich selbst, weil der Wagen dringend gewaschen und gewachst werden musste, und er nahm sich fest vor, Roberto damit zu beauftragen oder vielleicht sogar irgendwann selbst zum Touchless Car Wash überzufahren, und dann dachte er: Warum schieben die Menschen Dinge auf? Warum tun wir nicht einfach, was wir uns vorgenommen haben? Und er fragte sich, ob solcherart Prokrastination vielleicht ein Überlebensvorteil innewohne, denn warum hätten wir sonst diese Eigenschaft? Er glaubte fest an natürliche Auslese. Er hatte gerade einen Artikel von einem Kerl namens Pinsker oder Pisker oder, ach ja, Pinker gelesen, ein lustiger Name, so hieß auch diese Zackenschere für Schneider – *pinking shears* –, deren Klingen einen speziellen Schliff hatten, damit der Stoff, der damit geschnitten wurde, nicht ausfranst, und das brachte ihn auf den Vorgang des Erfindens an sich, schließlich war jemand auf diese Zackenschere gekommen und hatte sie *pinking shears* genannt, und so war es im Grunde mit allem. Es war wunderbar, einfach wunderbar, denn wer

zum Beispiel hatte den Käse erfunden? Und der erste Mensch, der Butter hergestellt hatte – man musste Sahne schließlich verdammt lange rühren, um Butter daraus zu machen –, warum hatte das jemand zum ersten Mal gemacht? Aber es war passiert, jemand hatte es getan. Ein perfektes Beispiel für die Natur des menschlichen Strebens. Und dann musste er auf die Bremse steigen, weil die Ampel rot geworden war und er fast in den Honda vor ihm gerauscht wäre.

Die Ampel wurde grün, der Honda ruckelte los, und Henry tat es ihm nach, nun fest entschlossen, während des Fahrens keinen Tagträumen mehr nachzuhängen. Wenn man es recht bedenkt, sagte er sich, passen die Leute beim Fahren gar nicht immer so sehr auf. Wenn man beispielsweise die Spur wechselt, sieht man in den Rückspiegel, während man weiter nach vorn fährt, ohne nach vorn zu sehen, und trotzdem schätzt man die Entfernung zum Vordermann in 99,99 % der Fälle richtig ein. Und was ist, wenn man telefoniert oder simst? Er musste zugeben, dass er beim Fahren telefonierte, aber Simsen, das nun doch nicht. In Wahrheit bekam er die Sache mit den Daumen nicht so richtig hin, und Twittern, das war einfach nicht sein Ding. Obwohl es nicht so einfach war, in der Werbebranche nicht zu twittern, denn Twittern war das vielleicht wichtigste Medium für die Zielgruppe unter dreißig.

Mist, sagte er sich. Jetzt muss ich auch noch mit dem Scheiß-Twittern anfangen!

Sein erster Tweet wäre dann: *Ich bin unterwegs, um Par-*

fum für Margaret zu kaufen. Kann mich nicht entscheiden, in welchem Laden. Und der zweite Tweet: *Was soll eigentlich dieses ganze Weihnachten? Kann mir das mal jemand sagen?* Dritter Tweet: *Gerade fast ein tolles Mädchen auf einem Fahrrad angefahren. Ich hasse diese blöden Radspuren.* Er twitterte das alles nur in Gedanken, weil er physisch nicht dazu imstande war.

Er genoss dieses ganze Twittern, bis er merkte, dass er an der Fifth Street, wo Nordstrom lag, vorbeigefahren und nicht abgebogen war. Er war sogar schon am Ferry Building. Trotzdem war er fest entschlossen, sich nicht zu ärgern, denn schließlich praktizierte er Samatha-Meditation und den Daoismus des Nicht-Erzwingens, jedenfalls versuchte er es, und da ihn sein Lebensweg von Nordstrom wegführte, wollte er jetzt mal darauf vertrauen, dass dies der richtige Weg für ihn war, auch wenn es gerade wirklich nicht gut passte. Dann bog er links auf die Drumm Street ab und nach dem Bay Club wieder links in die Jackson Street – mit anderen Worten, er fuhr schnurstracks ins Büro. Das Parfum konnte er später kaufen. Er konnte doch in der Mittagspause rasch zur Filiale im Union-Square-District laufen. Warum nicht? Es würde ihm guttun. Sein Dao für heute!

Er fuhr ins Parkhaus, rief Roberto, dem Garagenwart, ein »Hola!« zu und lief dann die drei Blocks bis zu seinem Büro an der Pacific Avenue. Es lag nur einen Block von dem berühmten Espressomaschinen-Geschäft von Thomas E. Cara entfernt und gegenüber dem Haus, in dem sich

die American Zoetrope Filmproduktionsgesellschaft befunden hatte, als Francis Ford Coppola noch dazugehörte. Immer wenn Henry Quantum diese drei Blocks entlanglief, vorbei an den herrlichen Antiquitätenläden oder durch die Gasse hinter BIX (die besten Martinis der Stadt), wenn er sich die Leute in der Roka Bar oder die Jungs aus den Anwaltskanzleien anschaute oder die verrückte Kombination von Herrenausstatter, Bar, Golf Simulator und Weinhandlung an der Ecke Montgomery und Clay Street, dann erfüllte ihn Liebe – Liebe zu diesem kleinen Winkel des Universums und zu den Menschen, die dort lebten und arbeiteten. An diesem besonderen Morgen, einen Tag vor Weihnachten, entfaltete zudem noch das Winterlicht seinen ganzen Zauber: golden und doch zugleich weiß und durchscheinend wie Porzellan und dabei geheimnisgetränkt, verlieh es den alten Backsteingebäuden einen lebendigen Schimmer und den Gesichtern der Passanten eine gesund leuchtende Farbe, die ganz anders war als ihre Blässe in den düster nebligen Sommern, die sich so klamm und grau anfühlten. Die Hälfte der Leute, die ihm begegneten, hatte sich in Wintermäntel gehüllt, die andere Hälfte trug Shorts und T-Shirts. Typisch San Francisco! Der größte Teil des Landes zitterte und froh, im Mittleren Westen tobten Schneestürme und so weiter, doch hier trugen die jungen Frauen, auch wenn sie in eleganten Stiefeln einherschpazierten, schenkelkurze Miniröcke über nackten Beinen; die jungen Männer hatten sich alle in superenge Hosen und Jacketts gezwängt, deren Schnitt

sie zwei Nummern zu klein wirken lassen sollte; einige trugen dünne schwarze Schlipse zu offenen Hemdenkragen, andere Pullover, wieder andere Poloshirts und Jeans und Sneakers. All dies erfasste Henry wie eine rauschende Meereswoge und schwemmte ihn bis zur Nummer 46, wo er die Art-déco-Tür mit den geschliffenen Scheiben aufriß und die Treppe hochrannte, die mit Aluminium und Teakholz restauriert worden war, sodass man sich jetzt wie in der Lobby eines Walt-Disney-Kreuzfahrtschiffs fühlen konnte.

Wie alle Häuser des malerischen Blocks war auch dieses ein Relikt des alten Barbary Coast, des ehemaligen Rotlichtviertels: ein schmales, dreistöckiges Backsteingebäude im italienischen Stil, das einst einen Saloon, ein Bordell oder vielleicht auch eine Brasserie oder eine Dancehall beherbergt hatte, jetzt jedoch kalkweiß gestrichen und mit Fensterläden in der Farbe wilder Iris versehen war. Auf dem Ladenschild über der Tür stand nicht mehr, wie in den alten Tagen, HIPPODROME oder KELLY'S, sondern BIGALOW, GREEN, ANDERSON AND SILVERMAN, und jedes Mal, wenn er unter diesem Schild herging und dieser wunderbaren menschlichen Flut, die sein Herz hatte schwellen lassen, Goodbye sagte, begann er heftig zu husten, als wäre die Luft im Gebäudeinnern krebserregend – und oft schien ihm das nur allzu wahr.

»Aber es macht mir nichts«, sagte er sich jeden Morgen.

Inzwischen war es halb zehn. Natürlich war noch keiner von den Creative-Leuten da (sämtliche Mitarbeiter

aus dem Account-Management saßen hingegen seit sieben Uhr an der Arbeit), und das passte Henry wunderbar, denn er betrachtete sich als jemanden mit einer privilegierten Stellung genau in der Mitte zwischen dem Geschäftlichen und dem Kreativen – er war weder die linke noch die rechte Hirnhälfte, er war das gesamte Hirn, der Mann für alle Jahreszeiten, eine Taube ohne festen Platz im Taubenschlag, wie er es auf Cocktailpartys gegenüber allen möglichen Leuten formulierte, hauptsächlich, um sich aus der Affäre zu ziehen. Ja, schon, er hatte mal Werbetexter werden wollen – aber das war Jahrhunderte her, das war, bevor er beschloss, dass er kein Talent für den flotten Werbespruch oder die voll einschlagende Metapher hatte; aber er verstand die Kreativen, das tat er wirklich, und deshalb hielt er es für seine Aufgabe, gegenüber den Idioten, die die Rechnungen zahlten, die Arbeit der Kreativen zu verteidigen. Und genau das wollte er auch bei der Protox-Präsentation tun – seine Kreativen unterstützen, auch wenn er, wie in diesem Fall, ihre Arbeit furchtbar fand. Das hatte etwas mit seinem Samurai-Ethos zu tun.

Er legte sein Aktenköfferchen so vorsichtig auf den Schreibtisch, als wäre es ein von Hattori Hanzo, dem größten Schwertmacher aller Zeiten – so heißt es jedenfalls in *Kill Bill Volume 1* –, von Hand aufs Feinste geschärftes Katana, umrundete seinen Schreibtisch und ließ sich langsam auf seinem Aeron – Schreibtischstuhl nieder, einem für einen Krieger durchaus geeigneten Sitzmöbel. Zum x-ten Mal ließ er den Blick prüfend durch sein Büro wan-

dern und fand es, trotz der Grateful-Dead-Poster und der Zitate vom Dalai Lama und von Nietzsche an der Wand, banal. Es war ein Büro im ruhigeren Bereich, das schon, und er war stolz darauf, doch es maß nur acht mal zehn Fuß, war also winzig und hatte eine Glaswand, die ihm nicht die geringste Privatsphäre bot. Wenn er die Jalousien herunterzulassen versuchte, streikten sie in der Regel, und wenn sie ausnahmsweise funktionierten, dann klopfen gleich die Leute an die Scheibe, als wäre es nicht erlaubt, auch nur eine Minute für sich zu sein. Wobei man sich ernsthaft fragen musste, wer sich wirklich gern in diesem Büro eingeschlossen hätte. Der Teppichboden war fleckig, der Schreibtisch bestand im Wesentlichen aus Pressspan, und das wenige Tageslicht fiel durch ein verdrehtes kleines Fenster, durch das man jenseits einer müllübersäten Gasse die verfallene Rückseite eines Striplokals am Broadway sehen konnte. Er hatte sich oft dabei ertappt, wie er aus diesem Fenster starrte, und schon seit Jahren versuchte er, etwas hinter den Fenstern gegenüber zu erkennen. Wer lebt über einem Striptease-Club, fragte er sich. Dreckige Gardinen versperrten die Sicht, und manche der Fenster waren mit vergilbten Zeitungen zugeklebt worden. Wahrscheinlich vietnamesische Einwanderer. Oder vielleicht wohnt da auch der Rausschmeißer, der immer am Eingang des Clubs steht. Gar kein so schlechter Job. Wenigstens kann er mit den Mädels schäkern.

Henry war auch einmal in einem solchen Lokal gewesen. An der jungen Frau, die ihn damals draußen vor der Tür

ansprach, als er auf dem Weg nach North Beach war, um irgendwo Pasta zu essen, lockte ihn vor allem der Brustansatz. Und sie redete so freundlich mit ihm. »Sie scheinen ein netter Mensch zu sein«, sagte sie. »Sie auch«, antwortete er und fühlte sich unglaublich dumm, kaum dass er es ausgesprochen hatte. Doch sie lächelte und sagte »Sie sind echt süß!«, dann öffnete sie den Vorhang und ließ ihn ein. Erst als er an einem Tisch stand, wurde ihm gesagt, dass die Mädchen nur dann bei ihm sitzen würden, wenn er eine Flasche Champagner bestellte. Aber er wollte gar nicht, dass sie bei ihm saßen, eigentlich wollte er da weg, doch das Mädchen, das immer noch seine Hand hielt, sagte: »Keine Sorge. Ich setze mich zu Ihnen, auch ohne Champagner.« Also setzte er sich. Auf der Bühne tanzte ein anderes Mädchen, das außer ihren Highheels nichts anhatte, lethargisch vor sich hin. Das Mädchen, das seine Hand hielt, sagte mit leichtem Südstaaten-Akzent:

»Ganz früher, in den Siebzigern oder so, durften wir immer nackt sein. Das war natürlich lange vor meiner Zeit. Jetzt müssen wir mindestens Unterwäsche tragen, wenn wir bei den Männern sitzen.«

»Tatsächlich?«, fragte er.

»Hmhm«, antwortete sie.

Sie war höchstens achtzehn. Er hatte sich nur von der ganzen Farbe auf ihrem Gesicht täuschen lassen. Himmel noch mal, was tue ich hier eigentlich?, fragte er sich. Plötzlich fiel ihm auf, wie abrupt ihr Make-up unter dem Kinn endete. Wie blass ihr Hals war. Und unter der Tünche Pickel.

Und dann durchfuhr ihn der Blitz der Erkenntnis: Er würde sie hier rausholen! Aus diesem schrecklichen Leben. Wie? Er würde sie heiraten! Ja! Nur war er schon verheiratet.

»Bestellst du mir einen Weißwein?«

»Okay«, sagte er.

Er bestellte ihr einen, aber die Kellnerin brachte ihr zwei und ihm auch.

»Zwei ist das Minimum«, murmelte sie dabei. »Pro Person.«

»Ich liebe Weißwein«, sagte das Mädchen. »Du nicht? Weißt du, ich kann für dich tanzen, wenn du möchtest. Ganz privat, du verstehst? Da hinten sind Zimmer.«

»Wie bitte?«

»Nur du und ich. Sagen wir für hundert.«

»Oh!«, sagte er.

»Das wird lustig.«

»Ich weiß, es klingt verrückt«, platzte er heraus, »aber ich will dich hier wegholen.«

»Das habe ich ja gerade gesagt. Ein Zimmer für uns. Lapdance, Strip, es wird bestimmt schön.«

»Nein, das habe ich doch nicht gemeint.«

»Okay, schon gut. Dann eben, was du willst. Warum nicht. Nur hundert Dollar. In vielen Bars kostet es viel mehr, das kannst du mir glauben. Aber ich mag dich. Ehrlich, ich tu's sogar für achtzig, weil ich dich wirklich mag. Du scheinst so ein netter Kerl zu sein.«

Sie legte ihm die Hand aufs Bein und ließ sie dann zu seinem Schritt hochgleiten.

Und noch bevor ihm klar war, was er tat, war er aufgesprungen und aus dem verdunkelten Club gerannt, hinaus in das grelle weiße Licht auf der Straße, wo er stehen blieb.

Doch dann rannte ihm der Rausschmeißer nach und packte ihn am Kragen. »Hey, Mann, die Rechnung. Die willst du doch wahrscheinlich noch bezahlen.«

»Oh«, sagte Harry. »Tut mir leid, tut mir wirklich leid. Das hab ich vergessen.«

»Aha.«

»Nein, wirklich, ich habe es nur vergessen.«

»Das macht eins-zwanzig.«

»Eins-zwanzig?«

»Hundertzwanzig.«

»Für ein paar Gläser Wein?«

»So viel kostet es eben. Sieh auf der Karte nach.«

»Man hat mir keine Karte gegeben.«

»Eins-zwanzig«, sagte der Kerl.

»Nehmen Sie American Express?«, fragte Henry.

Aber der Biergeruch dieser Bar und der Schweiß, den er an dem Mädchen gerochen hatte, verfolgten ihn noch lange. Selbst jetzt, als er über den Hof hinwegblickte, sah er wieder diese Linie vor sich, den Übergang vom Make-up zum echten Mädchen – und manchmal wünschte er sich, er wäre nicht weggelaufen und nicht schon verheiratet gewesen, denn sie beide – er und das Mädchen – hätten noch einmal von vorn anfangen können: ein Haus auf dem Land, ein ganzer Stall voll Kinder und ein Elektroauto. Er legte die Handfläche an sein schmutziges Fensterchen und

versuchte wieder, durch die Gardinen in der Etage über dem Striplokal zu spähen. Armes Kind!

Doch dann hörte er, wie seine Bürotür geöffnet wurde, drehte sich um und sah Denise, die tätowierte Art-Direktorin. Mit einem Arm voller Layouts lehnte sie im Türrahmen.

»Hey«, sagte sie. »Bist du bereit?«

»Du bist schon hier?«

»Wieso denn nicht?«, antwortete sie. »Es ist fast zehn. Sie kommen in einer halben Stunde. Ich bereite schon mal alles vor.«

»Fein«, sagte er.

»Geht es dir gut?«

»Warum fragen mich das immer alle?«

Sie entfernte sich in Richtung des kleinen Konferenzraums, doch seine Augen blieben an der Stelle hängen, wo sie gerade gestanden hatte. Er fragte sich, ob Menschen eine Spur von sich hinterlassen, wenn sie sich irgendwo aufhalten – nicht in Form von Duft oder Körpergeruch, sondern in Form von etwas Essenziellem, von Seele. Was wäre, wenn wir, wo immer wir sind, kleine Spuren unserer Seelen hinterließen? Würde die Gesamtseele dadurch kleiner, oder dehnte sie sich, im Gegenteil, dadurch irgendwie aus? Das wiederum erinnerte ihn an einen kleinen geschnitzten Speckstein, den ihm einmal jemand geschenkt hatte – sein alter Anthropologie-Professor in Chicago – und der aus Indien stammte, aus welcher Dynastie, wusste er nicht mehr; ein grob geschnitzter winziger Frosch – aus

der Maratha-Periode, ja – aus Nordindien, einem nordindischen Dorf, aus welchem, hatte er nie gewusst, und er hatte auch keine Ahnung, wie alt er war, vielleicht aus dem siebzehnten, vielleicht aber auch aus dem achtzehnten Jahrhundert; dieser Frosch war nicht größer als die Spitze seines kleinen Fingers, und das Weiß des Steins war vom vielen Anfassen schmutzlig und dunkel geworden, besonders auf dem Rücken des Froschs, der vom Fett Tausender Hände glänzte. Und wenn Henry ihn in seinen eigenen Händen hielt, wenn er ihn an die Wange legte oder ihn mit den Lippen berührte, hatte er das unheimliche Gefühl, nicht den Frosch zu berühren, sondern all die Leute, die ihn je gerieben hatten, damit er ihnen Glück brächte, bis hin zu dem Kerl, der ihn geschnitzt hatte, und dass sie alle Spuren von sich hinterlassen hatten, genauso wie auch er selbst etwas auf dem Frosch hinterließ. Was für ein herrliches Gefühl! In Verbindung mit all diesen verlorenen Leben zu stehen, diesen unbekanntem Geschöpfen, ohne die der Frosch keine Patina gehabt hätte. Sie hatten ihr Leben gelebt, wie auch er seines lebte, mit dem einzigen Unterschied, dass er seinen eigenen Namen kannte, nicht jedoch die Namen jener Menschen. Und außerdem waren sie Inder gewesen, und er war Amerikaner. Wobei einige von ihnen vielleicht auch Briten gewesen waren.

Und dann konnte er sich nicht mehr erinnern, warum er den Türrahmen anstarrte, und zog deshalb seinen Laptop aus der Tasche, fuhr ihn hoch, wartete, bis der Bild-



Pepper Harding

Ein Wunsch zu Weihnachten

Roman

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48572-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2018

Weihnachten steht vor der Tür, und der charmante, wenn auch recht zerstreute Henry Quantum hat immer noch kein Geschenk für seine Frau. Also macht er sich auf, irgendwo in San Francisco noch schnell eine Flasche Chanel No. 5 zu erwerben. Doch der Shoppingtrip wird zu einer höchst unterhaltsamen Odyssee. Weil Henry sich einfach nicht konzentrieren kann. Und weil da auf einmal Daisy vor ihm steht, einst die große Liebe seines Lebens. Eine Begegnung, die Henry nicht nur endgültig aus der Bahn wirft, sondern ihm auch die Augen dafür öffnet, was im Leben wirklich zählt ...

Bereits erschienen unter dem Titel "Das Herz des Henry Quantum".

 [Der Titel im Katalog](#)